

Erinnerungen und Reflektionen zum Aufenthalt meines Vaters Ernst Reuter in der Türkei*

Edzard Reuter

Man weiß, daß die totale Umstellung des Bildungswesens, von den Schulen bis hin zu den Universitäten eines der zentralen Standbeine der Reformen Atatürks zur Verwestlichung und Europäisierung der Türkei gewesen ist. Das gesamte Konzept der türkischen akademischen Ausbildung nach westlichen Mustern umzustellen, d.h. die Lehrstoffe, aber auch die Strukturen der Lehre und der Forschung nach westlichem Muster umzubauen, war eine grundsätzliche Entscheidung, die bereits vor 1933, nämlich 1930, getroffen worden ist. Die Umsetzung stellte eine wahrhaft herkulische Leistung dar, denn die türkischen Lehranstalten besaßen eine gewaltige, alte Tradition, die im Grunde genommen von heute auf morgen verändert werden mußte.¹

Die türkische Regierung hatte dementsprechend schon 1932 einen schweizerischen Pädagogikprofessor, Albert Malche, beauftragt, ein Konzept für die Modernisierung der Universitäten zu erarbeiten und gleichzeitig dafür zu sorgen, daß Akademiker die zur Verwirklichung dieses Konzepts in der Lage waren, in die Türkei gerufen wurden. Zeitlich damit zusammen fiel 1933 der Exodus, besser die Vertreibung, unzähliger deutscher Akademiker aus nazistischen, also rassischen und politischen, Gründen. Insofern fügte sich die furchtbare Situation in Deutschland zu einem Glücksfall für die Türkei, mit dem dort niemand gerechnet hatte, und auch zu einem Glücksfall für die vertriebenen deutschen Akademiker. Für uns Deutsche bleibt es freilich sehr unangenehm, an diese Zeit in Deutschland zurückzudenken, und daran, unter welchen Umständen dies an den deutschen Universitäten geschehen ist.² Jedenfalls bildete sich nach 1933 sehr schnell eine ‚Notgemeinschaft deutscher Akademiker im Ausland‘ unter der Leitung eines aus Frankfurt stammenden Pathologen: Philipp Schwarz.

Ich möchte eine Notiz anfügen, über ein Gespräch das Philipp Schwarz in jenen Tagen mit dem damaligen türkischen Unterrichtsminister geführt hat, im Juni 1933. Schwarz schildert zunächst, wie die Diskussion verlief, wie jeweils gefragt wird:

* Gekürzte Fassung eines Vortrags, gehalten am 28. November 2004 in der Universität Erlangen.

¹ Vgl. zur Situation an der alten Istanbuler Universität Darülfünun den Beitrag von Martin Strohmeier in diesem Band.

² Vgl. zur Situation an den deutschen Universitäten jener Zeit den Beitrag von Stephan Cornemann in diesem Band.

„Wen gibt es da für dieses Fach, für jenes Fach, die Fächer waren bereits weitgehend festgelegt, wen können Sie uns denn empfehlen? Wörtlich zitiert die Frage des türkischen Ministers: ‚Können Sie uns einen Professor für XYZ vorschlagen?‘ Diese Frage wurde im Laufe des Nachmittags dreißig Mal gestellt und unter zunehmender Spannung beantwortet. Ich, Schwarz, und wohl alle Anwesenden vergaßen Zeit, Komplikationen und Widerstände – ich wußte, daß die schmachvolle Vertreibung aus Deutschland in diesen Stunden einen schöpferischen Sinn ergibt. Ich entdeckte, ein wunderbares, von der westlichen Pest unberührtes Land.“

Und Schwarz fährt fort:

„Mit einer Unterbrechung der regulären Verhandlung wurde das Ergebnis der Besprechung urkundlich festgehalten. Der Minister erhob sich und sagte: „Es ist dies ein außergewöhnlicher Tag, an welchem wir eine beispiellose Tat vollbringen durften. Als vor fast 500 Jahren Konstantinopel fiel, beschlossen die byzantinischen Gelehrten, das Land zu verlassen. Man konnte sie nicht zurückhalten. Heute haben wir uns vorbereitet, von Europa eine Gegengabe zu empfangen. Bringen Sie uns Ihr Wissen und Ihre Methoden, zeigen Sie unserer Jugend den Weg zum Fortschritt. Wir bieten unsere Dankbarkeit und unsere Verehrung an.“

Schwarz endet:

„Ich telegraphierte nach Zürich (wo die ‚Notgemeinschaft‘ ihren Sitz hatte): Nicht drei, sondern dreißig!“

Das war der Beginn einer Entwicklung, die schließlich dazu geführt hat, daß in der Türkei an den beiden Universitäten in Istanbul und in Ankara etwa 200 bis 250 deutsche Akademiker Arbeit gefunden haben. Arbeit, das hieß damals für diejenigen, die auf der Flucht und verbannt aus ihrer Heimat waren, schlichtweg: Leben. Und sie fanden eine Aufgabe, nämlich die Aufgabe, eine Generation junger Türkinnen und Türken in Sinne der Reformen Atatürks vorzubereiten und daran mitzuarbeiten, daß dieses Land ein westliches Land wird. Natürlich gab es dabei auch Widerstände. Diejenigen, die bis dahin Aufgaben, Lehraufgaben, Verantwortung an den alten traditionellen türkischen Universitäten besaßen, haben sich natürlich teilweise gegen den Umbau gewehrt. Aber es war notwendig im Sinne des grundlegenden Reformkonzepts, und es wurde auch durchgesetzt.

Parallel dazu – und das führt zu meiner Familie, meinem Vater – wurde der Weg eingeschlagen, Experten, die für die Modernisierung des Staates auf allen möglichen Gebieten nützlich und erforderlich waren, in die Türkei zu rufen. Für die Funktionsfähigkeit der staatlichen Verwaltung auf allen Ebenen, vom Dorf über die Landkreise, über die Vilayets³, über die Regionen bis hin zur Staatsverwaltung, für das Verkehrswesen, für die Landwirtschaft wurden Experten geholt und auch dafür auf den Fundus zugegriffen, der 1933 durch die Verbrecherbande in unserem Lande „freigesetzt“ worden war. Für meine Familie bedeutete das einen einzigartigen Glücksfall.

³ Vilayet (arab.) = Provinz.

Mein Vater, zuletzt Oberbürgermeister von Magdeburg und Reichstagsmitglied für die Sozialdemokratische Partei, war 1933 nicht formal des Amtes enthoben, sondern einfach durch die Polizei zunächst einmal abgeholt worden, um dann in einem der ersten deutschen KZ's zu verschwinden. Das hat sich noch einmal wiederholt und er hat dort zwei schreckliche Aufenthalte verbracht. Ich sage das deswegen so zögerlich, weil er mir das selber nie erzählt hat, ich habe erst nach seinem Tode von seinen Mithäftlingen davon gehört, was ihm dort widerfahren ist. Aber ich habe natürlich als kleiner Junge schon selbst erlebt, wie er um die Jahreswende 1934/1935 durch eine unglaubliche Intervention von Freunden aus England, Quäkern, endlich freikam. Es war klar, er mußte das Land verlassen, und er ist bei Nacht und Nebel nach London geflohen. Dort, in London, verbrachte er einige Monate mit dem Versuch, irgendeinen Beruf, eine Aufgabe zu finden. Er hatte ja seine Familie zu ernähren, auch wenn meine Mutter und ich noch in Hannover zurückgeblieben waren.

Es gelang ihm jedoch nicht, eine ihm entsprechende Tätigkeit zu finden. Es war übrigens – das nur in Klammern dazu gesagt – ein bleibendes Erlebnis, wie er in London, als immerhin nicht ganz unbekannter Politiker, vielerorts berichtet hat, was in Deutschland geschah und noch geschehen würde mit diesem neuen Regime und wie nur ganz wenige ihm wirklich Glauben schenkten. Es war ja ein Phänomen, das damals oft beobachtet werden konnte. Man wollte dies erst nicht hören und nicht wahrhaben. Um es noch drastischer auszudrücken, es gab in den politisch führenden Kreisen Großbritanniens – aber nicht nur dort – Leute, die sagten: Ist doch ganz gut, dieser Hitler, der sorgt jetzt wenigstens für Ordnung, Ruhe und Disziplin in Deutschland. Und das Schlimme, das etwas Drastische, die Stiefel der SA und alles andere, das wird sich schon noch abschleifen. Das war eine weit verbreitete Meinung, kurzum, man wollte das glauben, sich nicht aus seinem politischen Schlaf reißen lassen.

In London gab es für meinen Vater keine Aufgabe. Es war deshalb ein ausgesprochener Glücksfall, daß ein Kollege aus dem Reichstag, Fritz Baade, als Landwirtschaftsexperte bereits in der Türkei war und dort arbeitete.⁴ Dieser hat dann vermittelt, daß mein Vater zunächst als Experte für Kommunal- und Verkehrsfragen an das türkische Wirtschaftsministerium gerufen wurde. Das war der Anfang unserer Türkei-Geschichte die insgesamt elfeinhalb Jahre dauern sollte. Oft kam er von seiner Arbeit im Wirtschaftsministerium vollkommen wütend nach Hause, und erzählte dann voller Ungeduld: „Was wir gestern beschlossen haben, ist immer noch nicht umgesetzt.“ Doch wenn man ihn später, nach seiner Rückkehr nach Deutschland, fragte, was er am meisten oder am besten in der Türkei gelernt habe, dann hat er stets und mit großer Wärme gesagt: „Geduld.“ Geduld ist, nur nebenbei und in aller Bescheidenheit gesagt eben auch ein Stück Kultur, und wenn ich mir die Hektik unseres Lebens anschau, denke ich manchmal,

⁴ Vgl. zu Fritz Baade die Erinnerungen Kurt Laqueurs aus Kirşehir in diesem Band.

daß sich dieser Teil der türkischen Kultur erhalten möge. Auch wenn ich das „*yavaş, yavaş*“ nicht in den Himmel heben möchte, Geduld ist ein Geschenk des Himmels.

Im Jahre 1939 wurde mein Vater dann an die damalige Hochschule für Politik berufen, die sogenannte Mülkiye, was sich in vielerlei Hinsicht als vorteilhaft herausstellte. An der Mülkiye, die damals noch nicht Teil der Universität in Ankara gewesen ist, erhielt er eine Professur für Kommunal- und Finanzwissenschaft und konnte so 1939/1940 seine akademische Tätigkeit aufbauen. Es gelang ihm, was nur Wenigen gelang, was jedoch in allen türkischen Anstellungsverträgen der deutschen Akademiker von ihnen gefordert worden war, nämlich binnen eines Jahres Türkisch zu lernen und auf Türkisch zu unterrichten.⁵ Mein Vater gehörte zu denjenigen, die das tatsächlich geschafft haben. Er hat frei und in fließendem Türkisch unterrichtet, und das hat ihm sehr viel Achtung eingebracht. So war das nicht bei allem, was mein Vater tat. Er hatte beispielsweise die Angewohnheit, mit Knickerbockern auf dem Fahrrad zur Universität zu fahren. Wir wohnten in Ankara relativ weit außerhalb der Stadt, auch wenn das Viertel heute längst ein Teil von ihr ist. Doch damals war Ankara mit circa 300 000 Einwohnern nur eine mittelgroße Stadt. Inzwischen hat es offiziell zirka drei Millionen Einwohner, aber wahrscheinlich sind es tatsächlich schon fast fünf Millionen. Die Hochschule lag mehr oder minder am anderen Ende der Stadt, und mein Vater radelte quer durch sie hindurch. Die jungen Leute heute haben natürlich keine Ahnung, was das damals bedeutete, in Knickerbockern, Hosen, die unter dem Knie zusammengebunden waren, und mit einer Baskenmütze durch die Stadt und in die Hochschule zu radeln und dort als Professor aufzutreten. Das war nicht unbedingt das äußere Erscheinungsbild eines Effendi⁶ oder eines ‚Profesör‘. Aber er hat sich darüber hinweggesetzt, und nach kurzer Zeit war er beliebt und angesehen, und jeder freute sich, daß er in diesem Aufzug kam. Dabei war er kein Sonderling, wurde nicht so betrachtet und konnte sich das leisten. Schließlich sprach er tatsächlich fließend Türkisch und konnte deshalb auf seine Schüler, und damals waren es nur männliche Schüler, immer ganz individuell eingehen.

Später hat sich sein Aufgabenbereich sogar noch erweitert, in die Richtung, die man heute „Drittmittleinwerbung“ nennen würde. Er hat nämlich seine Lehrtätigkeit durch eine ganze Reihe von Projektaufträgen ergänzt, die sein Institut durchgeführt hat. Das hat ihn bis zuletzt sehr stark beschäftigt und hat ihm auch die Möglichkeit gegeben, im Land herumzukommen. Wir, meine Mutter und ich, haben damals außer Ankara und Istanbul nur sehr wenig von der Türkei gesehen. Ohnehin war damals ein großer Teil zu militärischem Sperrgebiet erklärt worden, denn die Türkei hatte sich für einen eventuellen Verteidigungsfall bis an

⁵ Vgl. für eine ähnliche Forderung in den Verträgen der ersten Gruppe deutscher Wissenschaftsmigration in das damalige Osmanische Reich den Beitrag von Klaus Kreiser in diesem Band.

⁶ *Efendi* (griech.) = Anrede und Bezeichnung für den feinen Herrn.

die Zähne bewaffnet. Man denke nur daran, daß die Türkei ab Ausbruch des Krieges 1939 ein heiß begehrtes Objekt aller kriegführenden Parteien war. Sowohl die westlichen Alliierten als auch die Deutschen, die über den Balkan bis an die türkische Grenze herangerückt waren, drängten Ankara zum Kriegseintritt auf ihrer Seite. Es war, nur am Rande bemerkt, eine diplomatische Meisterleistung İsmet İnönüs, der nach dem Tode Atatürks 1938 Präsident wurde und ursprünglich General gewesen war, sich bis Ende 1944 von keiner Seite in den Krieg heranziehen zu lassen. Dann jedoch ist die Türkei doch noch auf westlicher Seite in den Krieg eingetreten, die Konferenz von San Fransisco stand bevor, auf der die Charta der Vereinten Nationen verabschiedet werden sollte, und die Türkei mußte sich einen Platz in den Vereinten Nationen sichern.

Die weltpolitische Situation hat das persönliche Empfinden der Eltern während unserer elf Jahre in der Türkei natürlich tief beeinflußt und geprägt. Beide waren hochpolitische Menschen. Der Vater sowieso, aber auch die Mutter, die aus einem politischen Elternhaus stammte, war politisch enorm engagiert. Sie waren sich sicher, daß das Naziregime zu einer Katastrophe für Deutschland führen würde und saßen hilflos in einem anderen Land, mußten zusehen und konnten selbst nichts unternehmen. Das Einzige, was sie tun konnten, war, die Sondermeldungen aus dem Führerhauptquartier mit der schönen Fanfare zu lauschen oder die Nachrichten der BBC zu hören. Gleichzeitig war meinen Eltern von vorne herein klar, daß sie, sobald dieses Regime zusammengebrochen ist, nach Deutschland zurückkehren würden. Diese Entschlossenheit hat sie von manchen anderen Emigranten, insbesondere und verständlicherweise natürlich von den rassistisch Verfolgten, unterschieden. Der Vater wollte wieder politische Verantwortung tragen. Er war immer davon überzeugt, daß das deutsche Volk in die Gemeinschaft der Völker hineingehört und daß das deutsche Volk, wenn es nur richtig angeleitet wird und wenn es – aus der Weimarer Erfahrung heraus – sich eine richtige Verfassung gibt, genauso zur Demokratie fähig ist wie alle anderen Völker auch.

Die Eltern saßen also auf glühenden Kohlen und mußten abwarten. Trotzdem betrachtete vor allem mein Vater die Türkei als seine zweite Heimat, und das blieb auch so, als sie zurückgegangen sind. Denn dieses Land hatte uns Sicherheit und Arbeit gegeben, und noch viel mehr, nämlich Gastfreundschaft, im wahrsten Sinne des Wortes. Gastfreundschaft, das ist ein hehrer Begriff. Wir haben erfahren, was Gastfreundschaft bedeutete, wenn immer wir am Wochenende aus Ankara heraus eine Wanderung unternommen haben. Darunter darf man keine Wanderung verstehen wie in Deutschland, etwa im Schwarzwald mit schönen Wäldern und Tannen. Die Umgebung Ankaras ist Steppe, und nachdem der Frühling zu Ende geht, ist alles braun, verbrannt und steinig. Doch obwohl es keine schönen Wanderungen im Wortsinne waren, man machte trotzdem Ausflüge, das war so deutsche Tradition, an der die Emigrantenfamilien miteinander festhielten. Und auf diesen Wanderungen erlebte man in der Tat noch, daß der

Mann oft nicht nur drei Schritte vor seiner Frau herlief, sondern daß er auf seinem Esel saß, und die Frau drei Schritte hinter diesem herlief und dabei noch trug, was sie mühselig geerntet hatte. Aber den Fremden, die ihnen begegnet sind, haben diese Leute immer angesprochen und gefragt: „Wer seid Ihr, woher seid Ihr?“ Das zweite Wort war dann: „Kommt zu uns in unsere bescheidene Hütte auf ein Glas Tee.“ Daß man den Fremden bei sich zu Hause aufnimmt, ihn warm empfängt, daß man mit ihm spricht und sich austauscht, das war eine Selbstverständlichkeit, und nicht von Neugier ausgelöst. Wenn einem das als junger Mensch widerfährt, wie damals mir, vergißt man das nicht leicht.

Solche Dinge haben das Heimweh erträglich gemacht und unsere Liebe zu diesem Land entstehen und wachsen lassen. Für mich, der seine gesamte Jugend dort verbracht hat, ist es ohnehin selbstverständlich, von der Türkei als meiner zweiten Heimat zu sprechen. Ich bin mit türkischen Kindern aufgewachsen, genauso wie mit den Kindern der anderen Emigranten. Es war für mich ganz selbstverständlich, mittendrin zu sein. Obwohl ich, aber das ist ein anderes Thema, nie in eine türkische Schule gegangen bin. Die Eltern meinten eben, es gehe so bald wie möglich nach Deutschland zurück. Ich sage deswegen jetzt ganz abgekürzt und sicherlich, um manche von Ihnen zu ärgern, daß ich meine ganze Schulausbildung in diesen Jahren von einer einzigen Frau bekommen habe. Sie hat alles unterrichtet, Deutsch, Englisch, Französisch, Lateinisch, Physik, Mathematik, Biologie, Chemie, Geschichte. Eine deutsche Studienrätin, verheiratet mit einem Türken, vollbrachte das und hat eine ganze Generation, nicht nur mich, bis zur Abiturreife unterrichtet. Das klingt wie ein Märchen aus ‚Tausend und eine Nacht‘, und ist trotzdem wahr. Mit welcher Note ich nach der Rückkehr nach Deutschland mein Abitur bestanden habe, behalte ich für mich.

Zurück zu den Möglichkeiten politischer Betätigung.⁷ In den Anstellungsverträgen der Experten war klar festgehalten, daß keine offizielle politische Betätigung gestattet war. Der Vater konnte nichts anderes tun, als sich privat mit anderen Emigranten zu unterhalten. Er durfte keine offizielle politische Tätigkeit entwickeln und offiziell auch keine Kontakte zu deutschen Auslandsorganisationen aufnehmen. Das, was er im politischen Sinne getan hat, ist im Auftrage einer kleinen Gruppe der Emigranten geschehen. Der großartige Gerhard Kessler in Istanbul gehörte dazu und andere, die sich zusammensetzten und Überlegungen anstellten, wie es in Deutschland nach dem Ende des Krieges weitergehen sollte. Mein Vater hat dann einen Briefwechsel mit Thomas Mann begonnen, im Auftrage dieser Gruppe – dieser Briefwechsel kann nachgelesen werden und kommt auch in den Tagebüchern von Thomas Mann vor: „Sie, Thomas Mann, sind der deutsche Emigrant mit dem größten Gewicht in der ganzen Welt. Niemand wird Ihre moralische Autorität bestreiten, Ihre Autorität für deutsche Kultur. Sie können als Sprecher deutscher Emigranten dafür werben, daß es nach dem Ende die-

⁷ Vgl. dazu den Beitrag von Arif Çağlar in diesem Band.

ses Nazi-Regimes wieder ein demokratisches, freiheitliches deutsches Volk als Mitglied der Völkergemeinschaft geben wird.“ Ich weiß das noch sehr genau, weil ich als junger Spund für den Vater auf der Schreibmaschine mit zwei Fingern diesen Brief und noch ein paar andere Briefe geschrieben habe. Die Antwort war schrecklich enttäuschend. Thomas Mann sagte: „Nein, großen Respekt vor solchen Wünschen, aber ich fühle mich nicht aufgerufen, politische Verantwortung zu übernehmen.“ Das war eine furchtbare Enttäuschung für den Vater und mußte doch hingenommen werden, genauso wie eine andere sehr merkwürdige Erfahrung:

Wir waren bis zum Ende, bis 1945, Inhaber deutscher Pässe. Die Eltern sind erstaunlicherweise nicht ausgebürgert worden. Der Hintergrund dafür ist in den Dokumenten des Auswärtigen Amtes nachzulesen. Die Gestapo und das Innenministerium in Berlin haben immer wieder gefordert, daß dieser bekannte Sozialdemokrat nun endlich ausgebürgert werden möge. Doch das ist nie geschehen, weil die Deutsche Botschaft in Ankara stets davon abgeraten hat. Die Erklärung liegt, wie so oft in der Geschichte, in einem Namen, in einer Person. Und diese Person heißt Franz von Papen, der damals deutscher Botschafter in Ankara gewesen ist. Es ist heute lupenrein klar, daß Franz von Papen sich bereits damals gesagt hat, wenn diese Nazi-Pest, die er ja schließlich selber mit ausgelöst hat, zu Ende ist, dann ist es in meinem eigenen Interesse, nicht nur schlecht dazustehen und schwarz auf weiß beweisen zu können, daß ich nicht gar so schlimm gewesen bin.

Doch trotz der interessanten Arbeit, trotz der Gastfreundschaft und trotz unserer Liebe zur Türkei war es für die Eltern eine harte Zeit, eben weil sie auf der einen Seite gern in diesem Land gewesen sind, aber gleichzeitig auch so schnell wie möglich wieder von dort weg und nach Hause wollten. Das kann man vielleicht heute gar nicht mehr richtig nachempfinden. Heute sind die jungen Leute und wir alle gewohnt, in der Welt herumzureisen. Es war damals eine völlig andere Zeit und ein völlig anderes Lebensgefühl. Ich denke, Bert Brecht hat das in einem Gedicht mit der Überschrift ‚Emigranten‘ in ein paar Zeilen sehr gut niedergeschrieben (obwohl Herr Brecht insbesondere in der ersten Nachkriegszeit, dank seinen kommunistischen Einstellungen nicht unbedingt ein Lieblingsdichter meiner Eltern gewesen ist). Es heißt dort: „Immer fand ich den Namen falsch, den man uns gab. Emigranten, das heißt doch ‚Auswanderer‘, aber wir wanderten doch nicht aus, nach freiem Entschluß wählend ein anderes Land. Wanderten wir doch auch nicht ein in ein Land, dort zu bleiben für immer, sondern wir flohen, vertrieben sind wir, Verbannte, und kein Heim, kein Exil soll das Land sein, das uns aufnahm. Unruhig, unruhig sitzen wir so, möglichst nahe den Grenzen, wartend des Tages der Rückkehr. Keiner von uns wird hier bleiben. Das letzte Wort ist noch nicht gesprochen.“ Das gibt genau das Gefühl meiner Eltern aus diesen Jahren wieder.

